



Das Copyright und alle Rechte bleiben bei der Basellandschaftlichen Zeitung AG.

Bei einer Veröffentlichung müssen wir auf einen Quellennachweis bestehen.

Die Verwendung zu kommerziellen Zwecken ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages erlaubt.

Basellandschaftliche Zeitung AG
Rheinstrasse 3, 4410 Liestal

<http://www.bz-online.ch>

Weiter ...



«THE GREEK PASSION» Den Auftakt zum Erinnerungsreigen an den 50. Todestag von Bohuslav Martinu machte das Opernhaus Zürich. HANS JÖRG MICHEL

Christus kam nicht bis Lycovrissi

OPERNHAUS ZÜRICH Nicola Brieger inszeniert Bohuslav Martinus Meisterwerk «The Greek Passion». Der szenisch konventionelle Abend überzeugt musikalisch.

ALFRED ZILTENER

2009 jährt sich Bohuslav Martinus Tod in Liestal zum fünfzigsten Mal. Aus diesem Grund gestalten einige Schweizer Theater gemeinsam einen überregionalen Zyklus mit Bühnenwerken des mährischen Komponisten, der mit der Schweiz eng verbunden war. Den Anfang macht am Sonntag das Opernhaus Zürich mit Martinus letzter Oper «The Greek Passion», die im Juni 1961 im gleichen Haus – damals noch das Stadttheater – uraufgeführt worden ist.

DAS WERK nach einem Roman des Griechen Nikos Kazantzakis gehört zu den wenigen religiösen Opern des letzten Jahrhunderts. Der Hirt Manolios wird ausgewählt, beim Passionsspiel der Kleinstadt Lycovrissi den Part des Christus zu übernehmen. Er identifiziert sich jedoch

zunehmend mit seiner Rolle und beginnt die christlichen Gebote in seinem Leben ernst zu nehmen. Vor allem setzt er sich für eine Gruppe von Flüchtlingen ein, die um Aufnahme bitten, von der Gemeinde aber zurückgewiesen werden. Schliesslich erkennt er, dass den Armen nur die Gewalt bleibt, und wird zum Sozialrevolutionär. Damit ist er für die Oberschicht nicht mehr tragbar. Er wird vom hartherzigen Priester Fotis, dem Vertreter der Amtskirche, exkommuniziert und vom Schmied – dem Judas-Darsteller! – vor aller Augen ermordet. Martinu hat diese Geschichte in grandiose Musik umgesetzt, die unmittelbar packt. Sie verbindet weit greifende Melodik mit folkloristischen Tönen, stimmungsvolle Naturschilderungen mit liturgischer Musik.

Ursprünglich hätte die Oper durch Rafael Kubelik in London uraufgeführt

werden sollen, doch diese Absicht zerschlug sich. So kam Zürich zum Zug, wo die Verantwortlichen jedoch eine Reihe von Änderungen verlangten. Martinu arbeitete das Werk um, vor allem verknappete er den Beginn und den Schluss, was die «Zürcher Fassung» prägnanter und schlagkräftiger macht.

DIESE VERSION bildet nun auch – etwas erweitert – die Grundlage für die erste Zürcher Neuinszenierung seit der Uraufführung. Im Programmheft zieht der Regisseur Nicolas Brieger eine Parallele zur Schweizer Asylpolitik während des Zweiten Weltkriegs. Erfreulicherweise verzichtet er jedoch in seiner Inszenierung auf platte Aktualisierungen, sondern erhält der Parabel ihre Allgemeingültigkeit. Auch das griechisch-orthodoxe Milieu wird nur angedeutet im Ornament

des Popen. Die Kostüme von Jorge Jara verweisen auf die letzte Jahrhundertmitte. Das Hauptelement von Hans-Dieter Schaals Bühnenbild sind zwei übereck gestellte Wände mit Fragmenten religiöser Freskenmalerei.

Im Übrigen erzählt Brieger die Geschichte in konventionellen Bildern und mit routiniertem Handwerk. Das ausgezeichnet spielende Opern-Orchester, dirigiert vom jungen Norweger Eivind Gullberg Jensen, entfesselt die Kraft und den Farbenreichtum der Partitur. Auf der Bühne agiert ein hervorragendes, rollendeckend besetztes Ensemble. Robert Saccà als Manolios zeigt, wenn nötig, heldenorientale Stärke, gestaltet die Rolle insgesamt aber sehr differenziert. Der Chor beeindruckt durch seine Kraft und sein Volumen, nicht immer aber durch Klangkultur.

Musik, die vergessen war

GARE DU NORD Werke russischer Juden.

NIKOLAUS CYBINSKI

Nur während zweier Jahrzehnte, von 1908 bis 1919 und 1923 bis 1931, gab es in St. Petersburg eine Gesellschaft für jüdische Volksmusik und neue jüdische Musik, in der russische jüdische Komponisten frei arbeiten konnten. Diese «Neue Russische Schule» fand in den Zwanzigerjahren im westlichen Musikleben durchaus Beachtung, doch in den folgenden Jahrzehnten wurden ihre Komponisten systematisch totgeschwiegen und ihre Musik geriet in Vergessenheit. Erst in den vergangenen Jahren wurde sie dank der Bemühungen des Pianisten und Musikwissenschaftlers Jascha Nemtsov neu entdeckt und wiederbelebt.

Am Sonntag war er mit dem Geiger Ingolf Turban in der Gare du Nord im Basler Badischen Bahnhof. Und die beiden spielten Kompositionen von Joseph Achron, Lazare Saminsky, Joel Engel, Alexander Weprik und Alexander Krein.

ES GEHE DARUM, sagte Turban in seiner kurzen Begrüssung, am diesem Tag – 70 Jahre nach der Reichskristallnacht – an die Kultur zu erinnern, die bolschewistischer und faschistischer Politik zum Opfer fiel, und sie wieder aufleben zu lassen. Das ist ein begrüssenswertes Vorhaben, nur ob diese Wiederbelebung glücken wird, bleibt fraglich.

Die «Hebräische Melodie», der «Freilechs» (fröhliche Tanz), die «Scher» (Schere), die «Caprice Hebraique» und wie die Titel sonst noch heißen, sind in den Rang von Konzertmusik beförderte Volksmusik, und dieser «Sprung nach oben» ist nicht zu ihrem Vorteile geraten.

Nun erlaubt ein erstes Hören kein seriöses Urteil, doch eines wurde deutlich: Indem diese Musik sich von ihrer Basis entfernt, ja von ihren Wurzeln abschneidet, verliert sie ihre ursprüngliche Kraft, wird oft artifiziell und klingt kompositorisch «aufgezäumt»; anders gesagt: Lazare Saminsky, Joel Engel, Alexander Weprik und Alexander Krein sind keine Béla Bartóks. Am ehesten glückt Joseph Achron der Spagat zwischen alter, ländlicher Folklore und kompositorisch ambitionierter Konzertmusik.

DAS DUOSPIEL von Jascha Nemtsov und Ingolf Turban ist technisch vollkommen, nur musikalisch war es das am Sonntagabend leider nicht. Nemtsovs Anschlagsspiel ist wenig variabel; er liebt auch da die markante Tonbildung, wo er auf sie besser verzichtete, und da er den Steinway ganz geöffnet, die Vorhänge vor den Fenstern weggezogen hatte und die nur sehr kleine Zuhörerschar akustisch auch nichts dämpfte, überlagernte sein etwas unbekümmertes Fortspiel allzu oft das hörbar sensiblere des ausgezeichneten Geigers.

Und da die Passagen stilistischer Übereinstimmung zu selten waren, machte das knapp eineinhalbstündige Konzert nicht wirklich glücklich. Noch etwas ist zu bedenken: So verdienstvoll es ist, Vergessenes aus der Vergessenheit zu holen, so unerbittlich verbannt die Kunst manches zu recht dorthin. Diese Musik jedenfalls wird es schwer haben, im Bewusstsein der Musikfreunde heimisch zu werden.

Farbenreiche Ballade

MUSIKFESTTAGE B. MARTINU Gerd Albrecht dirigierte in der Basler Elisabethenkirche das Eröffnungskonzert.

WALTER LABHART

Die von der Schweizerischen Martinu Gesellschaft gegründeten und künstlerisch vom Pianisten und Dirigenten Robert Klimsky geleiteten 14. Internationalen Musikfesttage B. Martinu, die jährlich im November im Raum Basel stattfinden, hätten nicht feierlicher beginnen und besser besucht werden können. In der randvollen Elisabethenkirche weckte das von Gerd Albrecht dirigierte Eröffnungskonzert mit Werken von Mozart und Martinu grossen Appetit auf die noch bis zum 23. November folgenden fünf Veranstaltungen.

Mozarts Adagio und Fuge c-Moll KV 546 sind nur dann ein Garant für eine würdevolle Konzerteinstimmung, wenn sie entsprechend interpretiert werden. Da die unbefriedigende Akustik des hohen Kirchenraumes vielen Besuchern einen schlechten Streich spielte, klang für diese die Wiedergabe durch das Ensemble Basilisk allzu mulmig. Trotz des verschleierten Gesamtklanges waren die vielen schrillen Töne einzelner Violinen nicht zu überhören. Bessere Eindrücke hinterliess Mozarts frisch gespielte Ballettmusik KV 367 aus der Oper «Idomeneo», die ein differenzierteres Klangbild ergaben, da Blasinstrumente hinzutrat.

An die Einführung, in der sich Iso Caramartin auf den teilweise recht schauerlichen Inhalt volkstümlicher Balladen aus Böhmen konzentrierte, schloss sich eine glanzvolle Aufführung von Bohuslav Martinus «Yktyce» (Blumenstrauß) an. Die 1937 für das Prager Radio komponierte Kantate, deren Untertitel «Zyklus von Kompositionen auf Volkstexte für gemischten und Kinderchor und kleines Orchester» lautet, verströmt einen folkloristischen Esprit von besonderem Reiz. Zu seinem Farbenreichtum trugen nebst den expressiv aufleuchtenden Soli (Oboe, Viola, Englischhorn) und dem zarten Timbre eines Harmoniums die sprachlich gut vorbereiteten Kinderstimmen der Sursee Cantorei und der hervorragende Prager Kammerchor wesentlich bei.

ALS AUSDRUCKVOLL MITGESTALTENDE Solisten fügten sich Petra Froese (Sopran), Nina Amon (Alt), Jaroslav Brezina (Tenor) und Marc-Olivier Oetterli (Bass) organisch in die böhmisch-mährische Klangwelt der Komposition ein. Die vom Publikum mit grosser Begeisterung aufgenommene Darstellung dieser lange vergessenen Radiokantate wird vom Schweizer Radio DRS 2 am 13. Januar 2009 um 22.30 Uhr gesendet.

Was ist der Mensch?

CHORKONZERT Kantorei St. Arbogast und Collegium Musicum in der Martinskirche.

JOHANNES EDWIN DE STERKE

Vier Werke für Chor, Orchester und Solisten führten die Kantorei St. Arbogast Muttenz und das Collegium Musicum Basel auf (Leitung: Beat Raaflaub). Der Muttenzer Chor hatte den Abend unter dem verborgenen Titel gestellt: «Was ist doch der Mensch?» Ausser dieser Leitfrage verbindet wenig die aufgeführten Werke. Sie alle aber schliessen in Freude und beantworten die Frage so im gleichen Sinne.

In «Der Königssohn» lässt Schumann eine Märchendichtung von Ludwig Uhland in ein jubelndes Königshoch gipfeln. Schumann war ein grosser musikalischer Erzähler; die Schicksale des abenteuerlichen Prinzen, der in Übersee sein Reich sucht, leuchten auf in gekonntesten Klängen einer Art «weltlichen Oratorium» (Programmheft). Der Chor singt etwas schüchtern, das Orchester bleibt etwas brav – nur der Solist Ralf Simon tut sich als Königssohn hervor.

Brav und schüchtern erklingt auch Ludwig van Beethovens «Kleine Neunte» die Freu-

den-Ode der «Chorfantasie». Dem Klaviersolisten (Reto Reitenbacher) fehlte es an prägender Kraft. Insgesamt schien sich Schumanns Mangel an Witz hier auf Beethoven abgefärbt zu haben: ein Missverständnis.

EINE WENDE TRAT EIN mit Brahms' «Schicksalslied», worin dieser die Klage Friedrich Hölderlins über den Menschen, der «nicht hat, wo er sein Haupt hingießt», durch eine Versöhnung des Menschlichen mit dem Göttlichen musikalisch löst. Das leuchtete dem Chor ein. Er sang mit voller Überzeugung als ebenbürtiger Partner der Solisten und des Orchesters, das auch vom neuen Geist beseelt schien.

Siegesgewiss schritten Chor und Orchester zu «Mirjams Siegesgesang», einem oratorienhaften Chorlied von Franz Schubert (Text: Franz Grillparzer). Mit alttestamentlicher Wucht besingt es den Aufbruch des Auserwählten Volkes, durch das Schilfmeer hindurch ins Gelobte Land. Auch hier ist der Chor bei der Sache.